



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus Berlin : Zehn Jahre Minister.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Diöcese angehören, und als hier ein Anton Theiner, später ein Johannes Ronge ihre Heimat gehabt haben. Jetzt erbt regen sich einige schwache Spuren, die sich nicht mehr auf vereinzelte und deshalb leicht zu überwältigende testes veritatis aus dem Clerus selbst beschränken, sondern auch in die Laienwelt hinübergreifen. Aber es sind im deutschen Theile der Diöcese nur schüchterne Anfänge, wogegen seltsamerweise der slavische, oder wie er mit der erwähnten systematischen Namensfälschung gemein hier heißt, der polnische Theil, d. h. Oberschlesien sehr merkwürdige Erscheinungen zeigt. Dort ist in der Person des freilich schon ziemlich bejahrten, aber doch noch rüstigen Weltpriesters Kaminski in Rattewitz ein tüchtiger Vorkämpfer für die ächte alte Katholicität erstanden, der sich rasch trotz hundertfachen Bannes und der gewöhnlichen finsternen Heimtücke psäffischer Verfolgungsgeschichte eine nach tausenden zählende Gemeinde hauptsächlich aus den slavischen Katholiken gebildet hat, die noch fortwährend wächst. Dieser Katholicismus verträgt sich natürlich mit der Treue gegen den Staat und das Reich, während der Neukatholicismus, man darf wohl sagen, selbstverständlich hochverrätherisch sein muß. Ein Zeugniß dafür legt jede Nummer des Blattes ab, welches Kaminski unter dem Titel prawda (Wahrheit) schreibt und das nicht sowohl weil es das Organ eines Altkatholiken, sondern weil es patriotisch und loyal ist, von dem übrigen Clerus mit dem giftigsten Hasse verfolgt wird, während natürlich jene anderen Blätter, die fortwährend versteckt oder offen Revolution predigen, von ihm mit allen Mitteln des Geldbeutels und Beichtstuhls subventionirt werden. —

R.

Briefe aus Berlin.

Sehn Jahre Minister.

Berlin, den 22. September 1872.

Am 20. September 1862 meldeten die Zeitungen die am Tag zuvor erfolgte Ankunft des Herrn von Bismarck-Schönhausen in Berlin. Am 18. und 19. September waren die letzten Verständigungshoffnungen hinsichtlich des Militärbudgets im Abgeordnetenhaus zu Boden gefallen. Am 17. hatte der Kriegsminister von Roon die Aussicht eröffnet, daß die Regierung für das Budget von 1862 in eine auf Voraussetzung der zweijährigen Dienstzeit beruhende Herabminderung willigen werde. Für das Budget von 1863 hatte er Erklärungen, namentlich über die Modalitäten, unter welchen die Regierung

Grenzboten IV. 1872.

5

eine ähnliche Herabminderung zugestehen könne, sich noch vorbehalten. Am 18. September aber mußte der Kriegsminister in der Budgetcommission — welche in Folge der vortägigen Erklärung des Ministers unter Aussetzung der Plenarsitzungen den Auftrag erhalten hatte, dem Hause neue Vorschläge zu unterbreiten — erklären: daß für das Jahr 1863 eine auf der factischen Einführung der zweijährigen Dienstzeit beruhende Herabminderung der Kosten für das Heer nicht thunlich sei. Nunmehr beschloß die Commission, dem Hause die Fortsetzung der Plenarberathung über das Budget anzuempfehlen, deren Anfang darin bestanden hatte, in den einzelnen Capiteln des Militärhaushalts alle Kosten für die Reorganisation zu streichen. Es konnte kein Zweifel sein, daß diese Streichung bis zum Ende durchgeführt werden würde. Am 23. September fand die Schlußabstimmung über das Budget statt, in welcher alle bisher provisorisch beschlossenen Streichungen definitiv genehmigt wurden. Die Minister der Finanzen, des Auswärtigen und des Handels, die Herren von der Heydt, Graf Bernsdorf und von Holzbrink reichten ihre Entlassung ein. Am 25. September brachte der Staatsanzeiger die königliche Ordre, daß der bereits beurlaubte Ministerpräsident Fürst Hohenlohe definitiv von seinen Functionen entbunden und daß der Wirkliche Geheime Rath von Bismarck-Schönhausen unter gleichzeitiger Ernennung zum Staatsminister mit dem Vorsth im Staatsministerium provisorisch beauftragt werde. Bald wurde den Ministern, die um ihre Entlassung nachgesucht, dieselbe bewilligt und dem Staatsminister von Bismarck-Schönhausen sowohl das Ministerium des Auswärtigen, als der definitive Vorsth im Gesamtministerium übertragen.

So werden wir also in dieser Woche die zehnte Wiederkehr der Ministerernennung des jetzigen deutschen Reichskanzlers begehen. Welch eine Laufbahn, welche Kette von Erfolgen, zusammengedrängt auf einen zehnjährigen Zeitraum! Und welcher Gegensatz zwischen dem Anfang und dem Heute! Man sucht vergebens nach etwas Aehnlichem.

Welche Unpopularität hat dieser Staatsmann in den ersten Jahren seiner Ministerlaufbahn auf sich geladen! — Und daß diese colossale Unpopularität, in der sich Haß und höhnisches Mitleid zu mischen glaubten, in eine bis zur Paralyfierung aller öffentlichen Selbstthätigkeit gehende Hingebung umgeschlagen, das ist noch nicht einmal das Wunderbarste. Weit erstaunlicher erscheint, daß der Staatsmann, als ihn die Wogen der öffentlichen Abneigung zu begraben schienen, mit lächelnder Miene versicherte: er werde der populärste Mann werden, den Deutschland in neuerer Zeit gehabt. Heute kann man nur finden, daß die Vorausfagung noch zu bescheiden gelautet hat, obwohl sie einer Stimmung gegenüber, wie diejenige, an welche sie gerichtet wurde, kaum glaublich erschiene, wenn sie nicht in hundert Zeitungsberichten zweifellos überliefert wäre.

In der ersten längeren Aeußerung des neuen Ministers vor der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses kam der Ausspruch vor: die Einheit Deutschlands werde nur durch Blut und Eisen hergestellt werden. Niemals hat das Wort eines Staatsmannes wohl einen größeren Aufruhr hervorgerufen. Die wenigen, sehr wenigen Leute, die damals kaltes Blut besaßen, wurden an jene Novelle erinnert, wo ein junger Mensch, durch Intrigue in ein Irrenhaus gelockt, ohne seinen Aufenthalt zu erkennen, sich einige Zeit im Unterhaltungszimmer der Anstalt bewegt und dann plötzlich in die sonderbare Gesellschaft den Ausruf hinaus schleudert: ich bin in einem Irrenhause! wodurch die verschiedenartigsten Aeußerungen des Unwillens und eine allgemeine Protestation hervorgerufen werden. Wer damals nicht in der Phrase befangen war — aber freilich, wie viel gab es solcher, die es nicht waren? — konnte bei dem Ausspruch des Ministers höchstens den Ort und die Unnumwundenheit auffallend finden, aber die Wichtigkeit war im Grunde so selbstverständlich, daß sie den Ausspruch unnöthig erscheinen ließ. Wie in aller Welt hätte denn Deutschland einig werden sollen? Sind jemals mächtige Herrschaftstellungen durch Complimente beseitigt, sind jemals Staaten durch Resolutionen errichtet worden? Und doch welcher Aufruhr! Man toastete auf Eisen und Kohle, als die Bringer der deutschen Einheit. Aber Eisen und Kohle verbinden ganz Europa durch Locomotiven und Schienenwege; sie können bald Europa, Asien und Afrika verbinden, aber der Universalstaat, der so weit reicht, als die Continuität der Schienenwege, ist noch nicht einmal der Traum eines Müßigen geworden. Ein gutes Schienennetz wird sicher die Einheit eines Staates befördern, wenn sie schon da ist, oder wenn andere mächtige Factoren die noch nicht vorhandene begründen. Aber Eisen und Kohle an sich als Bringer der Einheit zu feiern, dazu gehört jene traumseltige Unklarheit, welche so oft und so lange öffentliches Unglück über Deutschland gebracht hat.

Wir wollen nicht fortfahren, den Contrast zwischen heute und vor zehn Jahren auszumalen, soweit es sich um die Persönlichkeit handelt, auf welche der Contrast sich am stärksten reflectirt. Wir möchten uns lieber daran erinnern, was Deutschland vor zehn Jahren war, und was es heute ist. Damals trostlos zerrissen, die gesunden Gedanken über das künftige nationale Gemeinwesen in dem überhandnehmenden Hader der Parteien erstickt und wie es schien für immer zu Grunde gehend, die althabsburgische und die altbourbonische Tradition, die letztere unter dem zweiten Bonaparte, zum Schaden Deutschlands neu erblühend, nirgend ein Ausweg, als jener trostlose wie ihn der Ausgang des 16. Jahrhunderts sah, die Zeichen einer aufreibenden Krise ohne andere Lösung, als die allgemeine Ermattung. So standen wir vor zehn Jahren. Heute haben wir die Gefahr zu vermeiden, durch den Glanz und die Stärke

unserer Stellung uns in allzugroße Sicherheit wiegen zu lassen. Wahrlich eine beispiellose Gefahr im Leben der deutschen Nation, nach deren Gleichen wir an tausend Jahre in unserer Erinnerung suchen können.

Noch schreiten wir aufwärts, noch ermessen wir nicht das Ende und die Ergebnisse der Führung, der wir jetzt folgen. Ebenso wenig die Bewegung der Kräfte, die in einer ganz veränderten Constitution Europas sich neue Mittel und neue Wege suchen werden. In keiner Weise können wir die ungeheure Veränderung, in der wir mit unserem Dichten und Trachten noch begriffen sind, übersehen. Aber aus dem Contrast zwischen dem verzweiflungsvoll verworrenen Anfang mit dem Aufschwung, in dem wir jetzt begriffen sind, können wir doch Einiges lernen, dessen Beherzigung schon jetzt höchst wünschenswerth und für den weiteren Fortschritt höchst dienlich ist.

Was hat denn jene Verwirrung der ersten sechsziger Jahre, nachdem der Eintritt der Regentschaft sich doch so hoffnungsvoll angelassen, im letzten Grunde hervorgebracht? Vor Allem doch, daß wir nach Anleitung einer Lieblingsvorstellung des deutschen Liberalismus, deren Vorzug nicht die Klarheit ist, unternahmen, den Rechtsstaat zu formen, während wir noch gar nicht den Staat hatten. Das Recht in allen Ehren; obwohl in der sittlichen Entwicklung ihm nicht das alleinige Wort gebührt. Aber die Rechtsnorm der öffentlichen Zustände kann überhaupt erst eintreten, wenn die regelmäßige Bahn der dauernd wirksamen Kräfte im ausgebildeten Gemeinwesen gefunden ist. Die deutschen Territorialbildungen waren keine ausgebildeten Gemeinwesen, die eine regelmäßige Harmonie im Innern und eine bleibende Bahn nach Außen hätten innehalten können. Sie waren die Bruchstücke, die sich zum Planeten wieder zusammensügen mußten, um nun erst eine freie Stellung im Weltssystem und ein inneres Gleichgewicht der eigenen Kräfte zu gewinnen. Das Recht ist der Hüter einer naturgemäßen Ordnung, die aber nur in langen Krisen erkämpft wird. Wenn sie vorhanden, mag sie als heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter gefeiert und Alles an ihre Bewahrung gesetzt werden. Aber man kann nicht verlangen, daß diese Himmelstochter das Chaos beschwört, ehe es sich ins Gleiche gesetzt hat, sie, die nur „das Gleiche frei und leicht und freudig bindet.“ Wir sollten uns das für unsern im Grunde sicher gelegten, aber noch nicht vollendeten Reichsbau merken. Wir sollten flüssige Formen mit weniger Ungeduld da ertragen, wo wir uns sagen müssen, daß die Kräfte, welche unverrückbare Formen tragen könnten, in ihrer Stetigkeit noch nicht erprobt, vielleicht noch gar nicht hervorgetreten sind.

Und ein Zweites, Tiefgreifenderes sollte uns jene Erinnerung beherzigen lehren. Der Haß, welcher den wirksamsten Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts bei uns anfänglich empfing, rührte zum Theil allerdings davon her, daß wir meinten, willkürlich in der schönen Arbeit am Rechtsstaat unter-

brochen zu sein. Aber der größte Theil jenes Hasses hatte eine andere Quelle. Es war der Zorn unserer träumerischen Natur gegen einen Mann, der unsere Forderungen und Einbildungen an den Bedingungen des wirklichen Handelns ermaß. Es ist unglaublich, aber eine unleugbare Thatsache, daß wir das Schwerste erträumten und meinten, der fortgesetzte Traum müsse uns das wirkliche Gut bringen. Dabei gestaltete sich Jeder seinen eigenen Traum und haderte mit aller Welt, daß Jeder den seinigen für den schönsten und begehrenswerthesten erklärte.

Es geht nicht anders, wie sehr auch eingebilddete Klugheit dawider eifern möge: die Massen können die Völkergeschicke nicht zur Reife bringen. Das deutsche Volk ist nicht das einzige, welches durch den Traum einer hehren Zukunft sich über die Armuth einer verkümmerten Gegenwart hinweggesetzt hat. Aber unsere Eigenthümlichkeit war, daß wir über dem Traum nicht nur verlernten, an die Besserung der Gegenwart selbst Hand anzulegen, sondern einen förmlichen Haß nährten gegen jede practische Methode, die unhaltbare Gegenwart zu überwinden und durch den wirklichen Ersatz den Traum des Ersatzes überflüssig zu machen. Wie der Zustand der Erfüllung ein Traum war, so sollten auch die Mittel traumhaft sein. Dieser Gemüthszustand dünkt uns selbst ein Traum, und doch hat er gleichmäßig alle Parteien bei uns Jahrzehende lang beherrscht. Sind wir wirklich gründlich bekehrt und belehrt? Wir sind wahrlich durch keinen Träumer erlöst worden, und Tausende unseres Volkes haben bei dem Werk von Blut und Eisen geblutet. Aber der geistige Antheil einer Nation, die geistig am höchsten dasteht, an der Gründung ihres Staates ist doch verhältnißmäßig so gering, daß die Gründung in Mancher Augen noch wie das Werk eines fremden Zauberers dasteht. Es giebt zuweilen wunderliche Reden, als sei der Nation damit das Beste geraubt, daß Alles für sie gethan worden. Wer nichts mehr zu thun hat, ist am Ende. Die Gemüther, die solche überflüssige Sorgen nähren, haben keine Ahnung von den ungeheuren Gefahren, von den feindlichen Kräften, die gegen den deutschen Staat anstürmen werden, sobald er nicht mehr in der Zeit eines auserwählten Rüstzeuges steht. Bereiten wir uns vor, um das, was mehr für uns als von uns erarbeitet worden, zu behaupten und mit unserer ganzen Lebenskraft zu durchdringen, wenn das Werk die Probe bestehen wird, ohne den Meister fortzuleben. Dazu gehört nicht, daß wir uns vorzeitig zur Führung drängen; aber, daß wir auf die scheinbar stillen Wogen lauschen, die sich eines Tages bäumen werden und uns prüfen, wie wir uns ihnen entgegenstellen. Es ist sehr gefährlich, wenn wir, die Arbeit vermissend, von Gefahren der Erschlaffung träumen und dabei versäumen, auf das nahe Heer der Feinde zu achten.